



*Eva
Grübl-Widmann*

Das
**BERNSTEIN
COLLIER**

Inhalt

Cover	
Über dieses Buch / Über die Autorin	
Titel	
Impressum	
Widmung	
1	
2	
3	
4	
5	
6	
7	
8	
9	
10	
11	
12	
13	
14	
15	
16	
17	
18	
19	
20	
21	
22	

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

43

44

45

Danksagung

Über dieses Buch

Inga steht vor den Trümmern ihrer Beziehung, als sie einen beunruhigenden Anruf von ihrem Großvater Kalle erhält. Er ist krank und wird bald sterben. Auf der Stelle quartiert sie sich bei ihm ein, um ihm beizustehen. Durch Zufall findet sie in einer Kiste auf dem Dachboden ein wunderschönes Bernsteincollier. Mit dem Schmuckstück konfrontiert, offenbart Kalle ihr zögerlich, dass er eigentlich nicht in Schweden, sondern im ehemaligen Ostpreußen aufgewachsen ist – er musste fliehen. Ein Schwächeanfall hindert ihn daran, mehr zu erzählen.

Doch Inga möchte mehr über Kalles und damit auch ihre Herkunft herausfinden. Wieso hat ihr Großvater so lange über seine Vergangenheit geschwiegen? Ihre Suche führt sie schließlich nach Kaliningrad. Dort taucht Inga dank der Hilfe des charmanten Reiseführers Andrej tief in die Welt des vergangenen Ostpreußens ein – wo sich das Schicksal einer Familie und einer jungen Liebe für immer entschied ...

Über die Autorin

Eva Grübl-Widmann wurde 1971 in Wien geboren. Sie studierte Grundschullehramt und Gehörlosenpädagogik.

Nach achtjährigem Auslandsaufenthalt in Stockholm und Mailand, lebt sie heute mit ihrer Familie wieder in Österreich und unterrichtet an einem Kompetenzzentrum für hörbeeinträchtigte Kinder. Ihre Freizeit gehört ganz

ihren drei Leidenschaften, ihrer Familie, dem Schreiben von Romanen und dem Reisen in ferne Länder.

*Eva
Grübl-Widmann*

DAS
BERNSTEIN
COLLIER



beHEARTBEAT

Originalausgabe

»be« - Das eBook-Imprint von Bastei Entertainment

Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Ulrike Brandt-Schwarze

Lektorat/Projektmanagement: Johanna Voetlause

Covergestaltung: Nicole Meyer, designrevolte.de

Unter Verwendung von Motiven von © shutterstock: Kateryna Upit | BigganVi |

HUANG Zheng | fotozick | Milosz_G | Paul Aniszewski

eBook-Erstellung: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-5210-8

www.be-ebooks.de

www.lesejury.de

Für meine Eltern Johanna und Hubert

1

Stockholm, Schweden, Januar 2015

Inga öffnete die Eingangstür des Appartementhauses, sog die kalte Luft mit einem tiefen Zug in ihre Lunge und blies hüstelnd kleine Dampfwolken aus dem Mund. Sie fröstelte, zog ihren Wollschal über Kinn und Nase und betrat die hauchdünne Schneedecke auf dem Bürgersteig. An diesem frühen Sonntagmorgen war kaum jemand unterwegs. Eigentlich hatte Inga das Wochenende nützen wollen, um sich etwas Ruhe zu gönnen, sich zu vergraben unter dicken Daunendecken und einfach dem Nichtstun zu frönen. Stattdessen ging sie nun rastlos und verunsichert über die Straßen des noch im Tiefschlaf ruhenden Stockholms.

Spät am gestrigen Abend hatte das Handy geklingelt. Die ungewohnte Besorgnis in der sonst so ruhigen Stimme ihres Großvaters hatte sie irritiert. Der alte Mann hatte sich hinter seltsamen Bemerkungen versteckt, um dann alle Fragen mit Schweigen zu beantworten. Als würde er im selben Moment, in dem die Worte über seine Lippen gekommen waren, bereuen, sie ausgesprochen zu haben. Inga hatte sofort ihre Mutter Pernilla angerufen, doch als sich diese nicht gemeldet hatte, hatte sie den Entschluss gefasst, ihrem Großvater gleich am Morgen einen Besuch abzustatten.

Sie ging die Treppe zur U-Bahn am Östermalmstorg hinunter, stieg in die rote Linie und fuhr bis zur Endstation Ropsten. Der U-Bahnhof war menschenleer. Der süßliche

Duft frisch gebackener Zimtschnecken stieg ihr in die Nase und lockte sie in einen Kiosk, in dem der Verkäufer gelangweilt in der Sonntagsausgabe des *Svenska Dagbladet* blätterte. Sie bestellte vier der köstlich warmen Schnecken und löste eine Karte für die Lidingöbahn.

»Früh unterwegs«, stellte der Verkäufer mit einem bemühten Grinsen fest.

Inga nickte stumm, schob ihm das Geld hin und griff nach der Papiertüte.

Die kleine Bahn setzte sich mit einem zähen Ruckeln in Bewegung, ächzte ebenso altersschwach wie müde und rollte gemächlich über die Brücke, die über das Wasser auf die Insel Lidingö führte. Trotz der anhaltenden Dunkelheit erhellte der Schnee die Umgebung. Bunte Bojen ragten regungslos aus dem gefrorenen Meer, das hier, wo es sich mit dem Süßwasser des Mälaren vermischte, schneller gefror als an anderen Küsten Schwedens. Die Kälte hatte die Wellen zum Schweigen gebracht.

Inga lächelte, als sie den kleinen Eisbrecher am Horizont auftauchen sah, der sich einen Weg durch das gefrorene Wasser bahnte. Obgleich das Rattern des Zuges das einzig wahrnehmbare Geräusch war, malte sie sich das Knacken und Ächzen aus, unter dem die Schollen nachgaben, zerbarsten, und, auf dem Wasser des großen Sees treibend, zurückblieben. Die Tage, an denen sie mit ihrem Bruder Magnus am Ufer gesessen hatte, die langen Schlittschuhe lässig über die Schulter geworfen, den Eisbrecher im Visier, lagen Jahre zurück. Dennoch ließen das kleine Monster, wie sie das Schiff als Kinder genannt hatten, und das unberührte Eis die Erinnerungen aufleben. Magnus, Ingas jüngerer Bruder, studierte an der Hochschule in Göteborg und kam nur noch selten nach Stockholm.

Inga seufzte und sank tiefer in den Sitz. Immer noch steckte ihr die Müdigkeit in den Gliedern. Ihre Gedanken wanderten zu den glücklichen Momenten, die sie mit ihrem

ehemaligen Lebensgefährten Sven auf der Insel verbracht hatte: die Lagerfeuer und die Abende mit Gitarre im Garten ihres Großvaters, die Wintertage, an denen sie verliebt zu zweit auf dem gefrorenen See, der versteckt in der Mitte der Insel lag, Schlittschuh gelaufen waren. Es waren schöne Erinnerungen. Zu schön, um sie einfach beiseitezuschieben, und dennoch zu schmerzhaft, um an ihnen festzuhalten. Der Schock der Trennung saß immer noch tief, und Inga ertappte sich nicht selten dabei, die Schuld für Svens Untreue bei sich zu suchen. In den letzten Wochen hatte sie sich entweder in ihre Wohnung zurückgezogen oder war wie automatisch Tag für Tag zur Arbeit gegangen, um ihre Pflichten zu erfüllen und ihren Kopf zu zwingen, das ständige Grübeln zu unterlassen.

Sieben Stationen waren es mit der Lidingöbahn. Kalle Johansson lebte am südlichen Ende, dem schönsten Teil der Insel, wie er stets behauptete, mit Blick auf das Meer und die gegenüberliegende Küste. Inga bereute ihre Nachlässigkeit, was die Besuche bei ihrem Großvater betraf. Damals, vor fünf Monaten, als Sven Inga ganz plötzlich und ohne Vorwarnung verlassen hatte, war er es gewesen, der ihr Trost geschenkt hatte, zu dem sie jeden Abend gefahren war, um auf andere Gedanken zu kommen. Nach einigen Wochen, als sie wieder in ihr Leben zurückgefunden hatte, waren die Besuche wieder seltener geworden. Ihr Großvater grollte ihr nicht deswegen. Er war da, wenn sie ihn brauchte, und drängte nicht, wenn sie Abstand suchte.

Anders als Pernilla, Ingas Mutter, die sie mit gut gemeinten Anrufen und Worten des Trostes bombardierte und ständig nach Begründungen für Svens Handeln suchte. Sie ließ nicht unausgesprochen, dass auch Inga Schuld am Scheitern der Beziehung trug. Inga nahm das ihrer Mutter nicht übel, doch es war anstrengend, sich ständig zu erklären, unablässig über Sven zu sprechen und über den Schmerz, den sie empfand.

Bei ihrem Großvater musste Inga nichts sagen. Er nahm sie schweigend in den Arm und ermunterte sie, sich neue Beschäftigungen zu suchen oder ihm bei der Gartenarbeit zu helfen. Doch nie hatte er ein Wort über Sven verloren. Er war ihre größte Stütze gewesen, und dennoch hatte sie ihn in letzter Zeit vernachlässigt. Das Alter setzte Ingas Großvater zu, und ihr wurde bewusst, dass jeder Tag in seinem langen Leben der letzte sein könnte. Er hatte die neunzig überschritten, was den meisten Menschen nicht vergönnt war, und war halbwegs gesund und fit im Geiste.

Das gleichmäßig rhythmische Rattern des Zuges ließ Inga schläfrig werden. Sie legte den Kopf in den Nacken und schloss die Augen. Sie genoss die Erinnerungen an ihre Kindheit, an ihren Großvater und sein ruhiges Naturell, das ein wenig geheimnisvoll wirkte. Kalle Johansson war immer schon ein besonderer Erzähler gewesen. Er wusste auch heute noch, seine Stimme wie ein Werkzeug zu benutzen. Damals, als Inga noch klein gewesen war, hatte er Wolf wie Hexe so gut nachgeahmt, dass sie und ihr Bruder Schutz unter der Decke gesucht hatten, vor Angst, von einem bösen Fabelwesen gepackt und verschleppt zu werden. Inga und ihr Bruder Magnus waren in der Welt der Geschichten versunken und nicht mehr in der Lage gewesen, zwischen Realität und Fantasie zu unterscheiden. Seit Jahren schon, seit Inga dem Kleinkindalter entwachsen war, waren die Geschichten verstummt, die Hexen und Geister zurück in die Fantasiewelten geflüchtet.

Bis ihr Großvater ihr gestern Abend angekündigt hatte, dass er ihr etwas Wichtiges aus seiner Kindheit erzählen müsse. Inga kannte jedes Fältchen in seinem Gesicht und wusste jede Regung zu deuten. Doch sobald sie sich in die Jahre seiner Kindheit vorwagte, verstummte er und wechselte mit einem nüchternen Kopfschütteln das Thema. Sie wusste wenig über seine Vergangenheit - er war in Berlin aufgewachsen und nach dem Krieg allein nach

Schweden geflüchtet, nachdem seine Familie ums Leben gekommen war. Alles andere war unerzählt geblieben. Keine Namen, keine Orte, keine Fotografien. Die Menschen des Krieges, wie Ingas Mutter sie immer nannte, wollten die Zeit des Grauens vergessen und sprachen nicht gern darüber.

Der Zugführer kündigte den nächsten Halt an. Inga stand auf, lugte aus dem Fenster und begab sich zum Ausstieg. Das Wartehäuschen stand mitten in einem kahlen Birkenwäldchen und verschwand fast unter den Schneebergen, die sich rundum auftürmten. Als der Zug hielt, öffnete Inga mit einem kräftigen Ruck die alte Tür und hüpfte leichtfüßig die drei Stufen hinunter.

Der Zauber, der in der frühen Stunde des Tages lag, berührte sie und verleitete sie dazu, innezuhalten und den Moment der absoluten Stille abzuwarten. Das sanfte Rattern des sich entfernenden Zuges verebbte langsam, und bald hörte sie nichts außer ihrem Atem. Es war, als hätte der Winter jedes Geräusch verschluckt. Eine Ladung Schnee fiel zischend von den hängenden Birkenzweigen, was geradezu störend laut wirkte. Der Pfad, der zu der Straße führte, war zu so früher Stunde noch nicht geräumt worden. Inga schaute auf den Weg, der unter der Schneedecke nur noch zu erahnen war. Fast schuldbewusst schritt sie vorwärts und hinterließ ihre plumpen Fußabtritte im makellosen Weiß. Der Schnee wurde tiefer, und bald stapfte Inga durch kniehohe Wechten, die der Wind geformt hatte. Als sie die Straße erreichte, war ihre Hose bereits bis zu den Knien durchnässt, und der Schnee kroch oben in ihre Stiefel, schmolz und rann an ihren Waden nach unten. Sie klopfte sich, so gut es ging, ab und machte sich auf den Weg zum Haus ihres Großvaters.

Nach zehnminütigem Fußmarsch lugte die Dachspitze des gelben Holzhäuschens hinter den Büschen hervor. Als sie vor dem Haus stand, ließ sie ihren Blick von Fenster zu Fenster wandern und lächelte zufrieden, als sie in der

Küche gedämpftes Licht schimmern sah. Inga klopfte ihre Schuhe ab, trat die drei Stufen zur Haustür hinauf und drückte auf die Klingel.

»Wer ist da?« Ihr Großvater öffnete, stützte die Arme in die Hüften, als er seine Enkeltochter erblickte, und zog überrascht die Augenbrauen hoch. »Ja, sag mal, Inga. So früh? Ist was passiert?«

Sie schüttelte den Kopf und schlug sich fröstelnd auf die Oberarme. »Nein, Opa, alles in Ordnung. Es ist furchtbar kalt heute Morgen.«

Sie betrat das alte Häuschen, schälte sich aus der dicken Jacke und stieß einen tiefen Seufzer aus, als ihr die bekannten Gerüche in die Nase stiegen: Kaffee, altes Holz, Feuer, das im offenen Kamin knisterte. Das kleine Appartement, das sie seit der Trennung von Sven bewohnte, war in miteinander harmonisierenden Farbtönen eingerichtet, puristisch und kühl, klare Linien, Metall und Glas, so wie es der moderne Geschmack verlangte. Sie liebte ihre Wohnung in perfekter Lage, neu und glänzend. Doch gegen das Häuschen, in dem ihre Mutter aufgewachsen war, erschien ihr das moderne Appartement seelenlos. Sie lächelte ihren Großvater an, der ihr besorgt über die Schultern strich. Seine Haltung war gebückt, und das Stehen ohne Stock fiel ihm schwer.

Er musterte Inga mit neugierigen Augen, die von tiefen Falten umrandet waren. »Du bist ganz durchgefroren. Was machst du denn hier zu dieser Uhrzeit?«

»Du wolltest doch mit mir sprechen, mir etwas erzählen.«

Kalle Johansson nickte. »Ach, Kind, so warst du schon immer. Musst alles sofort wissen, nicht wahr?« Er schmunzelte versöhnlich, stützte sich auf Ingas Arm und setzte langsam einen Fuß vor den anderen. »Komm, trinken wir eine Tasse Kaffee.«

»Ich habe Zimtschnecken mitgebracht.« Inga führte ihren Großvater zum Sofa, ging in die Küche und legte das

duftende Gebäck auf einen Teller. Dann öffnete sie zielsicher den Küchenschrank und holte zwei Tassen heraus. Sie wandte sich zur Tür und sah ihre Großmutter um die Ecke kommen – mit geblümter Schürze und weit ausgebreiteten Armen. Im selben Moment löste sich die Gestalt in nichts auf und hinterließ einen sehnsüchtigen Schmerz in Ingas Brust. Sie fehlte ihr. Der Duft von ihrem Parfum, ihr fröhliches Lachen, die leuchtenden Weihnachtssterne am Fenster. Mit einem Seufzer schüttelte Inga die Erinnerung ab, nahm das Tablett, stellte es auf das Tischchen im Wohnzimmer und ließ sich auf das gepolsterte Sofa fallen.

»Weißt du«, sagte Kalle und legte seiner Enkelin die mit Altersflecken übersäte Hand auf die ihre, »als deine Großmutter gestorben ist, habe ich nicht erwartet, dass ich noch so lange leben darf. Ich habe Jahr für Jahr verstreichen lassen, aber nun muss ich mit euch sprechen. Ich muss euch noch so vieles erzählen ... Bevor es zu spät ist.«

Inga nahm einen Schluck Kaffee und sah ihn über den Tassenrand an. »Bevor was zu spät ist?«

Kalle fuhr mit dem Zeigefinger über den Teller und pickte Krümel auf. »Gute Zimtschnecken, fast so lecker wie nach Omas Rezept ...«

»Opa!«

»Ja, ja, Liebes. Entschuldigung.« Er räusperte sich und wandte sich ihr mit gefasstem Blick zu. »Ich habe Krebs. Ich werde sterben, schon bald.«

Ingas Augen weiteten sich. Mit trockener Kehle stellte sie die Tasse ab. »Oh nein, Opa! Was können wir tun?«

»Gar nichts, Liebes. Was sollten wir schon tun? Es ist unheilbar, und ich bin doch ohnehin schon über neunzig.«

»Aber was ist mit einer Chemotherapie?«

Kalle senkte den Blick und überlegte einen Augenblick, als würde er nach Worten suchen, die das Offensichtliche erklärten. »Inga, ich bin so alt. Wer braucht da noch eine

Chemotherapie? Ich möchte in Frieden sterben, und ich bin froh, dass mir noch genug Zeit bleibt, um alle meine Lieben zu sehen und ihnen alles zu sagen, was mir auf dem Herzen liegt.«

Inga biss sich auf die Unterlippe und schwieg. Ihr Großvater ließ die Stille zu, legte nur den Arm um sie. Als sie schließlich das Kinn anhob, um etwas zu erwidern, verlor sie den Kampf gegen die Tränen. Sie schluchzte und schmiegte sich an seine Schulter. »Ich will nicht, dass du stirbst. Dann bin ich allein. Sven ist weg. Du bist weg.«

Für einen wertvollen Moment lang war sie wieder das kleine Mädchen, das in seinen schützenden Armen lag und ihren Willen durchsetzen wollte.

Kalle lächelte liebevoll und strich über Ingas Haar. »Ach, Kind. Du kannst dich glücklich schätzen. Du hast doch noch deine Mutter, eine gute Arbeit, bist gesund. Ich weiß, momentan bist du traurig, weil Sven dich verlassen hat. Aber du wirst einen neuen Mann finden. Und dass ich gehe, ist der Lauf der Zeit, mein Liebling. Ich durfte gesund alt werden. Bald wirst du Kinder haben und ihnen von mir erzählen. Es ist alles richtig so, wie es ist.«

Sie drückte sich eng an ihren Großvater, atmete den bekannten Geruch ein – Rasierwasser und ein leichter Hauch Lavendel, den die Wäsche ausströmte – und starrte stumm ins Flackern des Feuers. Hätte sie den Blick nicht abgewandt, hätte sie die Unruhe gesehen, die in seinen Augen flackerte. Doch es waren nicht die Krankheit und der bevorstehende Tod, die ihn beunruhigten, es war die Offenbarung, die ihm bevorstand. Eine Offenbarung, die er fürchtete und die das harmonische Gefüge seiner Familie zerbröckeln lassen konnte wie altes, brüchiges Mauerwerk.

Er hätte nichts sagen können. Seine Familie im Ungewissen lassen und von dieser Welt gehen. Kalle sah auf Ingas Haarschopf, ihre störrischen blonden Locken. Er hatte schon zu lange verschwiegen, was seit Jahren auf seiner Seele lastete. Das beklemmende Gefühl der Angst

beschlich ihn wieder. Was, wenn ihm seine Tochter und seine Enkel die jahrelangen Lügen nicht verzeihen und sich im letzten Augenblick seines Lebens von ihm abwenden würden? Er kramte in seinem Gedächtnis nach den richtigen Worten, um den Stein ins Rollen zu bringen, endlich mit der Geschichte zu beginnen. Doch ein Blick auf das traurige Gesicht seiner Enkelin genügte, um die Entscheidung erneut aufzuschieben. Nicht heute, dachte er und strich behutsam über Ingas Haar. Ihr Herz war bereits schwer vor Kummer, und sie brauchte Zeit, um sich an den Gedanken seines Todes zu gewöhnen. Er hatte kein Recht, sie noch mehr zu verletzen.

2

Ostpreußen, Frühling 1911

Die ersten Sonnenstrahlen eines warmen Frühlingsmorgens stahlen sich durch die kleine Kellerluke in Ernas Kammer und zeichneten Lichtpunkte an die kahle Wand. Das fünfzehnjährige Mädchen schlug die Augen auf, verharrte regungslos, den Blick starr an die Decke gerichtet, und genoss den Moment der vollkommenen Ruhe, der für wenige Minuten ihr allein gehörte. Sie schlug die grobe Woldecke zurück und schwang ihre Beine aus dem Bett. Ernas Blick fiel auf die andere Seite des Zimmers, wo ein zweites Bett an der kahlen Wand stand. Ihre Mutter schlief noch, die Decke hatte sie wegen der warmen Nachttemperaturen abgeschüttelt. Sie bewegte im Traum langsam ihre Lippen. Auf ihrem Gesicht lag jener friedvolle Ausdruck, der nur im Schlaf aufschien. Erna wusste, dass ihre Mutter sich in längst vergangene Zeiten stahl, ins vorige Jahrhundert, wo sie glücklich an der Seite ihres Ehemannes in dem ansehnlichen Landhaus ihrer verstorbenen Eltern gelebt hatte, die Zukunft vor sich, glücklich, wohlhabend und sorgenfrei.

Ihren Vater hatte Erna nie kennengelernt. Er war noch vor ihrer Geburt verstorben und hinterließ neben seiner schwangeren Frau einen undurchsichtigen Schuldenberg. Diesen hatte er dem Rest seiner Familie jahrelang verschwiegen. Als er dann durch einen tragischen Unfall zu Tode kam - Erna mutmaßte später, er hätte sich selbst das

Leben genommen -, dauerte es nur einige Tage, bis die Schuldeneintreiber vor der Tür standen und große Summen Geld forderten, die Ernas Mutter nicht besaß. So hatte sie das Kind geboren, das Haus verkauft und war mit dem Bündel auf dem Arm und einem Karren, voll bepackt mit ihren wenigen verbliebenen Habseligkeiten, auf Suche nach Arbeit durch das Dorf gezogen. Bei den ersten Stellen, die sie angenommen hatte, war den Dienstherrn der schreiende Säugling ein Dorn im Auge gewesen. Ernas Mutter hatte versucht, ihr Kind mit einem feuchten, mit Kautabak gefüllten Säckchen ruhigzustellen. Dennoch waren ihr die meisten Leute mit Misstrauen und Ablehnung begegnet. Ihre gepflegten Hände, die harte Arbeit nicht kannten, ihre gewählte Sprache, die nicht der des Dienstpersonals entsprach, und ihr überhebliches Auftreten, als würde sie immer noch besseren Kreisen angehören - das alles grenzte sie von ihnen ab.

Doch Ernas Mutter lernte schnell, arbeitete hart, und bald unterschieden sich ihre schwielen Hände nicht mehr von denen der Dienstboten. Sie versuchte, sich in einfacheren Worten auszudrücken und ihre Herkunft zu verheimlichen, womit sie ohnehin nur Schadenfreude auf sich gezogen hätte. Erna konnte die vielen Anstellungen, die ihre Mutter seit ihrer Geburt angenommen hatte, schon nicht mehr zählen. In Zeiten hoher Arbeitslosigkeit trennte sich jeder Haushaltsvorstand als Erstes von den neu aufgenommenen Kräften. Sie hatte nie etwas anderes gelernt, als zu sticken und einfache Speisen zuzubereiten, den Rest hatten früher eine Köchin und ein Dienstmädchen erledigt. Zwar war sie gebildet und konnte lesen und schreiben, doch diese Fähigkeiten allein reichten nicht aus, um einen Beruf auszuüben. Also schlug sie sich als Putzkraft, Näherin und Magd durch. Der Lohn war gering, es gab kaum Freizeit, und der Arbeitstag dauerte nicht selten länger als vierzehn Stunden. Erna fragte nie nach dem Warum, denn der Schmerz in ihren Augen war

Antwort genug. Sie war die Umzüge und die Traurigkeit als stete Begleiter ihrer Mutter gewohnt.

Das Mädchen schlich zu der Holztür, an der behelfsmäßig einige Haken angebracht worden waren. Daran hingen ihre zwei Kleider – mehr besaß sie nicht. Sie streifte ihr Nachthemd ab, zog sich an und tapste auf Zehenspitzen zu dem kleinen Tisch, der vor dem schmalen Kellerfenster stand. Einen Ausblick in den schön angelegten Garten erlaubte die Kellerkammer nicht, doch die Luft, die von oben hereinströmte, war ein Vorbote des heißen Frühsommertags, der sie erwartete. Sie griff nach der Haarbürste und versuchte, ihr langes rotblondes Haar zu bändigen. Die störrischen Locken fielen ihr immer wieder ins Gesicht, und sie benötigte unzählige Haarnadeln, um den Knoten im Nacken zu befestigen. Sie öffnete nahezu lautlos die Schublade, in der ein kleines, abgegriffenes Buch lag, schnappte es sich und verließ die Schlafkammer.

Erna stieg die Treppe vom Kellergeschoss nach oben und ging in die Küche. Ihre Mutter arbeitete seit sechs Monaten als Küchengehilfin auf dem kleinen Gut einer Anwaltsfamilie, etwa hundertfünfzig Kilometer nördlich von Königsberg unweit der Küste des Kurischen Haffs. Die Anwaltsfamilie war wohlhabend und konnte sich neben Diener und Haushälterin auch Köchin, Stubenmädchen und Kinderfrau leisten. Das nächste Dorf war einige Kilometer entfernt, was das Besorgen von Vorräten erschwerte – eine der Aufgaben, die Erna regelmäßig übernahm. Sie ließ ihren Blick über die Küche schweifen, in der alle Kochutensilien fein säuberlich poliert und in Schränke sortiert waren, ebenso wie Nahrungsmittel und Gläser. Die oberste Haushälterin, Frau Hoffmann, legte äußersten Wert auf Ordnung und Hygiene. Sie war die Vorgesetzte der Dienerschaft und bedachte Ernas Mutter, ebenso wie das Mädchen selbst, mit verächtlichen Blicken, maßte sich jedoch nicht an, Kritik an den Frauen zu äußern, da es

nicht ihr oblag, Personal einzustellen. Das war die Aufgabe des Hausdieners. Dennoch war die Ablehnung der Haushälterin deutlich zu spüren, und Erna musste des Öfteren, aus ihr unerklärlichen Gründen, einen Tadel über sich ergehen lassen.

Im gesamten Untergeschoss war es noch ruhig. Das Mädchen ließ sich auf der Bank nieder, legte den Roman vor sich auf den Tisch und versank in der Geschichte. *Die Abenteuer des Huckleberry Finn* war ihr erstes eigenes Buch. Sie hatte es von der Tochter ihrer letzten Arbeitgeberin bekommen, die das etwas abgegriffene Buch wegwerfen wollte – ein Frevel, den Erna nicht ertragen konnte. So war Ernas Mutter unter dem missmutigen Blick des jungen Mädchens, das das Ansinnen der Dienstmagd nicht nachvollziehen konnte, zu ihrer Arbeitgeberin gegangen und hatte um das Buch gebeten.

Erna war eine fleißige Schülerin gewesen, die den Unterricht seit Beendigung der Schulpflichtzeit schmerzlich vermisste. Sie nützte jede freie Minute, um sich heimlich Wissen anzueignen. Im Dorf kramte sie in Mülleimern nach alten Zeitungen und fragte in Kaffeehäusern nach der abgelaufenen Gazette. Eine seltene Eigenheit, die nicht zu einem einfachen Küchenmädchen passte. Ihre Mutter meinte, sie hätte den außergewöhnlichen Wissensdrang von ihrem Großvater geerbt, den das Mädchen nie kennengelernt hatte. Sie nutzte jede Möglichkeit, ihrer Tochter ein besseres Leben zu ermöglichen, und predigte, seit Erna sich erinnern konnte, dass Bildung und Fleiß neue Wege eröffneten. Eine ungewöhnliche Ansicht unter ihresgleichen, die nicht immer wohlwollend aufgenommen wurde.

»Steckst du schon wieder deine Nase in ein Buch?«

Erna schreckte hoch und sah in die Augen der Haushälterin, die, von ihr unbemerkt, den Raum betreten hatte. »Guten Morgen, ich dachte, es ist noch früh, und niemand ist wach, und da ...«

»... hättest du vielleicht den Ofen befeuern können, anstatt die Zeit mit Lesen zu verschwenden.«

Erna nickte und schluckte den Kloß aus Wut und Entmutigung, der in ihrem Hals steckte, wortlos hinunter. Sie schloss das Buch, schob es flink unter ihre Schürze und erhob sich. »Natürlich. Entschuldigen Sie, Frau Hoffmann.«

Sie drängte sich an der rundlichen Frau vorbei, die sie immer noch mit abschätzigem Blick aus ihren eng stehenden, wegen des feisten Gesichtes viel zu schmalen Augen musterte. Ihr Haar war streng nach hinten gekämmt und restlos unter einer Haube versteckt. »Hol Wasser, und setz dir eine Haube auf, Himmel noch mal, wie oft habe ich dir das schon gesagt!«

Erna nickte erneut, widersprach nicht, konnte jedoch statt der angebrachten Demut nur Verärgerung über die Unterbrechung bei der spannenden Lektüre zeigen, was der Haushälterin nicht verborgen blieb. Wie viele Frauen ihres Alters war Frau Hoffmann des Lesens nicht mächtig und maß Büchern keine Bedeutung bei. Mehr noch, sie sah es als Provokation an, vor ihren Augen zu lesen oder zu schreiben. Eine Dummheit, die man übersehen müsse, pflegte Ernas Mutter zu sagen, dennoch ärgerte sich das Mädchen jedes Mal aufs Neue über die Engstirnigkeit der Haushälterin, zumal diese im Dienstgrad weit über Ernas Mutter stand.

Die wohlige Wärme der Sonnenstrahlen auf Ernas Haut vertrieb die schlechte Laune, die sie aufgrund des frühen Tadels überkommen hatte. Sie zog einen kleinen Leiterwagen, auf den sie die eingekauften Waren geschichtet hatte, hinter sich her. Wenn es der Zustand des Weges zuließ, hielt sie den Holzgriff mit nur einer Hand, während sie in der anderen das Buch balancierte und gebannt Seite für Seite verschlang. Jetzt, da sie dem strengen Blick der Haushälterin für ein paar Stunden entkommen war, hatte sie die Haube achtlos auf den

Karren geworfen. Einzelne rote Locken hatten sich aus dem Knoten gelöst und fielen ihr ins Gesicht. Kurz vor dem Gut würde sie ihr Haar wieder in Ordnung bringen, doch nun genoss sie die wenigen Momente der Freiheit.

Erst als der Weidenkorb mit einem dumpfen Geräusch auf den staubigen Weg fiel, hob sie den Blick und sah mit Entsetzen Äpfel, Kartoffeln und Zwiebeln an den Wegrand kullern. Sie ließ das Buch fallen und beeilte sich, alles aufzuheben, bevor das Pferd, das sie aus der Ferne herannahen hörte, über die Früchte und das Gemüse trampeln würde. Der Reiter, der das Missgeschick des Mädchens früh genug bemerkt hatte, zügelte sein Pferd und brachte es zum Stehen. Erna hob den Blick und strich sich verlegen eine Strähne aus der Stirn, während sie mit der anderen Hand ihre Schürze festhielt, in der sie Obst und Gemüse aufgesammelt hatte.

»*Stanna! Lugnt!*« Der junge Mann beruhigte sein tänzelndes Tier und schenkte Erna ein freundliches Lächeln.

»Wie bitte?«, flüsterte sie.

Er schwang sich aus dem Sattel, schlang die Zügel mit einem raschen Handgriff um das Rad des Karrens und begann die restlichen Lebensmittel einzusammeln. »Verzeihung, ich sprach mit meinem Pferd. Das war Schwedisch. Ich habe nur gesagt, dass es stehen bleiben soll«, erwiderte er und reichte ihr ein paar Früchte.

Verblüfft zog Erna die Augenbrauen hoch. »Schwedisch?«

Er hob einen Apfel auf, drehte ihn in seinen Händen und warf ihr einen bedauernden Blick zu. »Leider haben die nun einige hässliche ... ähm ...«

»Dellen«, half Erna aus und lächelte schüchtern über seinen eigentümlichen Akzent.

»Wie ich sehe, sind Sie eine Liebhaberin von Mark Twain.«

Erna errötete, legte die Waren wieder in den Korb und hob den Roman auf, der auf dem Weg lag. Er kam näher und warf einen Blick auf den alten Umschlag. Sie zuckte unbewusst zurück und zog das Buch an ihre Brust.

Der Mann bemerkte ihre Scheu. Er trat einen Schritt zurück und tätschelte den Hals seines Pferdes. »Wissen Sie, auch ich liebe Mark Twain. Er hat lange Zeit in Europa gelebt – in Berlin und Wien.«

Erna nickte interessiert und konnte ihre Bewunderung für seine Kenntnisse nicht verbergen.

»Darf ich Sie ein Stück begleiten?«, setzte er in freundlichem Ton hinzu.

Erna blieb wenig Zeit, darüber nachzudenken, da sich die Sonne immer höher auf den Himmel schob und sie sich beeilen musste, rechtzeitig zu Hause zu sein. Sie wollte sich eine neuerliche Rüge der Haushälterin ersparen. Der Mann blinzelte und neigte den Kopf in Erwartung einer Antwort.

Erna zuckte mit den Schultern und hob den Griff des Leiterwagens an. »Ich muss auf jeden Fall weiter.«

Der Schwede, der sich als Ole Nilsson vorgestellt hatte, strich sein hellblondes Haar nach hinten und setzte seinen Hut auf. Nachdem das Mädchen ihn nicht eindeutig abgewiesen hatte und ihre ungezwungene Art einen gewissen Reiz auf ihn ausübte, setzte er die Unterhaltung fort.

Erna schwankte zwischen der Versuchung, dem Fremden mit den wasserblauen Augen ihre volle Aufmerksamkeit zu schenken, und der Verpflichtung, sich demütig abzuwenden, wie es sich für ein wohlerzogenes junges Ding gehörte, das von einem unbekanntem Mann angesprochen wurde. Schließlich beschloss sie, die seltene Möglichkeit eines interessanten Gespräches zu nutzen. »Was machen Sie hier in Deutschland?«

»Ich bin vor ein paar Jahren mit meinen Eltern hierher gezogen. Eigentlich wollten wir nach Amerika, viele

Schweden verlassen die Heimat, wissen Sie. Aber das Geld hat für die Überfahrt nicht gereicht. Irgendwie sind wir dann hier gelandet.«

»Amerika? Mark Twain ist Amerikaner.«

Ole Nilsson nickte und lächelte Erna zu. Es waren nur wenige Minuten, die die zwei jungen Leute nebeneinanderher gingen, sich über Belangloses unterhielten, über den Reiz eines Buches und den herannahenden preußischen Sommer. Als Erna dem jungen Mann schließlich hinterherblickte, wie er auf seinem Pferd davongaloppierte und eine dichte Staubwolke hinter sich herzog, wünschte sie sich, dass sich ihre Wege nicht zum letzten Mal gekreuzt hätten.

3

Ostpreußen, Frühling 1912

Mit letzter Kraft versuchte Erna, das Zittern ihres Körpers zu unterdrücken. Seit Tagen hatte sie kaum Schlaf gefunden, doppelte Arbeit geleistet und fühlte sich bis zur Erschöpfung ausgelaugt. Sie ignorierte das Rauschen ihres Blutes in den Ohren und den beklemmenden Knoten in ihrer Brust, der ihr das Atmen erschwerte. In einem Dämmerzustand kühlte sie die heiße Stirn ihrer Mutter, die sich keuchend und vor Schmerz windend in dem schmalen Bettkasten hin und her warf. Unaufhörlich rief sie im Fieberdelirium nach ihrem verstorbenen Mann, was Ernas Gefühl der Machtlosigkeit nur noch verstärkte. Als die Mutter nach Stunden endlich in einen unruhigen Schlaf fiel, kauerte sich Erna auf ihr Bett, vergrub ihr Gesicht in ihren Händen und wippte, von Ungewissheit und Angst gepackt, vor und zurück. Die Erkenntnis, dass die Lebensenergie mit jedem Tag zunehmend aus dem Körper der Kranken wich und irgendwann gänzlich erlöschen könnte, traf sie wie ein Schlag. Sie schluchzte, hämmerte mit den Fäusten auf ihre Schläfen und flehte Gott wieder und wieder an, ihrer Mutter beizustehen. Die Gleichgültigkeit, mit der Frau Hoffmann den Zustand ihrer Mutter hinnahm, ließ Erna erschauern. Die einzige Sorge der Haushälterin war die zu ersetzende Arbeitskraft.

Das Mädchen richtete sich auf, wischte gefasst die Tränen aus ihrem Gesicht und schlich aus der Kammer. Als

sie die Küche betrat, verstummen die fröhlich plaudernden Stimmen, und vier Augenpaare musterten sie mit einer Mischung aus Mitleid und Sorge. Es war auch die Sorge, sich anzustecken und auf ähnliche Weise leiden zu müssen wie die mittellose Küchengehilfin in der Kellerkammer.

Erna räusperte sich, bemühte sich um einen bestimmten Tonfall und unterbrach die unangenehme Stille. »Meine Mutter braucht einen Arzt.«

Frau Hoffmann betrat die Küche und sah sich um, irritiert durch die ungewohnte Ruhe während des Abendessens.

»Bitte«, fügte Erna flehentlich hinzu.

»Bitte, was?«

Der strenge Ton ließ Erna zusammenzucken. Dennoch versuchte sie, ihrer Stimme Kraft zu verleihen. »Frau Hoffmann, meiner Mutter geht es schlecht. Sie braucht einen Arzt. Ich bitte Sie inständig.«

»Hast du Geld, um eine Untersuchung oder Medizin zu bezahlen?«

Erna schüttelte den Kopf.

»Nun denn. Dann liegt das Leben deiner Mutter wohl in Gottes Hand.«

Erna begann zu zittern und sank auf die Knie.

Frau Hoffmann wandte sich ihr zu, musterte die verzweifelte junge Frau und schüttelte schließlich den Kopf. Ihre Stimme klang nun etwas milder. »Selbst wenn du noch so bittest, Kind, ich habe kein Geld.«

»Vielleicht könnte ...« Erna schluckte und nahm ihren ganzen Mut zusammen. »... der Herr Anwalt mir etwas Geld leihen, wenn er nur wüsste ...«

Frau Hoffmann hob entsetzt die Hand an den Mund. »Wie kannst du es wagen, über so etwas auch nur nachzudenken? Wir sind keine Bettler, sondern seine Angestellten.«

Erna gab auf. Ihre Stärke und ihr Stolz fielen von ihr ab. Sie schlug die Hände vors Gesicht und begann zu

schluchzen. Wie könnte sie diese Welt ohne ihre Mutter ertragen, die Einzige, die immer an sie geglaubt hatte, immer etwas Besonderes in ihr sah, auch wenn es sich hinter Schmutz und schäbiger Kleidung verbarg. Sie musste es versuchen, musste alles tun, um dem Leben ihrer Mutter eine Chance zu geben. Kurz entschlossen stand sie auf, sah in die Gesichter der Dienerschaft, die sie betroffen ansahen, und rauschte an der Haushälterin vorbei. Sie lief immer schneller, nahm zwei Stufen auf einmal, hetzte in der Hoffnung, niemand würde Interesse haben, ihr zu folgen, ins Erdgeschoss.

Unentschlossen sah sie sich um. Sie hielt sich selten in diesen Räumlichkeiten auf, außer es gehörte ausnahmsweise zu ihren Aufgaben, die Kamine zu fegen. Die Wohn- und Schlafräume befanden sich im Obergeschoss.

Erna lief die breite Treppe hinauf, während sie sich an dem Handlauf aus edlem Mahagoniholz hochzog, klopfte an die Tür zum Esszimmer und öffnete sie, ohne auf Antwort zu warten. Die Familie saß rund um den Tisch. Ihre fröhlichen Mienen erstarrten, als das verweinte Küchenmädchen vor ihnen stand. Ernas Mund wurde trocken, die Röte schoss ihr ins Gesicht, und sie bereute es sofort, den unbedachten Schritt gewagt zu haben. »Entschuldigen Sie bitte«, murmelte sie.

Sie erwartete eine Zurechtweisung, harsche Befehle oder einen Rausschmiss und fürchtete plötzlich, dass ihre unbeherrschte, spontane Art sie ihre Stellung kosten könnte. Das würde sie in die völlige Mittellosigkeit stoßen.

Der Anwalt musterte sie eingehend, erhob sich und machte zu ihrer Überraschung eine einladende Handbewegung. »Bitte sehr, kommen Sie - was ist denn geschehen? Sie sehen verschreckt aus. Erna, nicht wahr?«

Sie hob verblüfft den Blick. Bislang hatte sie angenommen, ein unsichtbarer Schatten zu sein, namenlos und ohne Persönlichkeit für ihre Arbeitgeber, doch er

kannte ihren Namen. Sie nickte demütig und fasste neuen Mut. »Meiner Mutter geht es sehr schlecht. Sie liegt seit Tagen mit hohem Fieber im Bett. Ich wollte Sie bitten, mir einen kleinen Vorschuss zu gewähren, damit ich einen Arzt bezahlen kann.«

Der Hausherr sah sie erstaunt an. Solche Angelegenheiten wurden normalerweise von der Haushälterin geregelt und er nicht damit behelligt. Bevor er einen Einwand erheben konnte, erhob sich seine Gattin, die wohl ahnte, wie die Reaktion der doch recht gefühlkalten Frau Hoffmann ausgesehen hatte.

»Natürlich, wir werden sofort nach Doktor Remhoff schicken lassen. Machen Sie sich keine Sorgen, Erna.«

Das Mädchen legte die Hand auf ihre zitternden Lippen, schloss die Augen und sank erschöpft auf die Knie, bevor ihr schwarz vor Augen wurde und sie das Bewusstsein verlor.

4

Stockholm, Schweden, Januar 2015

Inga bereitete mit ihrer Mutter Pernilla ein einfaches Mittagessen zu, während ihr Blick wiederholt zu ihrem Großvater abschweifte. Er saß in gebückter Haltung am Tisch, starrte ins Nichts, stumm und nachdenklich, als würde er Geister der Vergangenheit beobachten und Geschichten lauschen, die die Gegenstände im Haus erzählten. Vor ihm lagen die Informationsbroschüren, die ihm das Krankenhaus überreicht hatte, die genaue Diagnose – alles, was er seiner Familie offenbaren musste. Die ganze ungeschönte Wahrheit seines bevorstehenden Endes. Er fürchtete ihn nicht, den nahen Tod. Kalle war alt, voll bei Verstand und rüstig für sein Alter, auch wenn es der Unterstützung einer Haushaltshilfe und hin und wieder einer Pflegerin bedurfte. Doch hätte er sich die Art seines Todes wünschen dürfen, so hätte er ein ruhiges Einschlafen gewählt, einen schnellen Unfalltod oder Herztod.

»Wie wird es sein, Papa? Kannst du darüber reden?«

Er wandte sich seiner Tochter Pernilla zu und nickte mit einem sanften Lächeln. »Ja, aber ich weiß nicht, ob ihr es hören wollt.«

»Wie lange hast du noch, Opa?«, fragte Inga tonlos.

»Drei Wochen, drei Monate. Alles ist möglich. Der menschliche Körper ist erforscht und dennoch ein Rätsel. Es kann leider auch sein, dass man wochenlang dahinvegetiert, an Schmerzen leidet und nichts mehr